

Merseburger Kreisblatt

Abonnementspreis: Vierteljährlich bei den Auszählern 1,20 Mk., in den Ausgabenstellen 1 Mk., beim Postbezug 1,50 Mk., mit Postgebühren 1,92 Mk. Die einzelnen Nummern sind mit 15 Pf. berechn. Die Expedition ist an Wochentagen von früh 7 bis abends 7, an Sonntagen von 8^{1/2} bis 9 Uhr geöffnet. — Preis für die der Redaktion abends 11^{1/2} bis 7 Uhr — Telephonruf 274.



Infanteriegebühren: Für die 5 gepaltene Korpus stelle oder deren Raum 20 Pf., für Private in Merseburg und Umgegend 10 Pf. Für periodische und größere Anzeigen entsprechende Ermäßigung. Komplizierter Satz wird entsprechend höher berechnet. Warten und Bekamen außerhalb Infanteriealters 40 Pf. — Sämtliche Anzeigen-Bureau nehmen Infanterie entgegen. — Telephonruf 274.

Tageblatt für Stadt und Land

(Amtliches Organ der Merseburger Kreisverwaltung und Publikations-Organ vieler anderer Behörden.)

Redaktion verantwortlich: Rudolf Heine.

Gratisbeilage: „Illustriertes Sonntagsblatt“.

Druck und Verlag von Rudolf Heine, Merseburg

Der Nachdruck der amtlichen Bekanntmachungen und der Merseburger Lokal-Nachrichten ist ohne Vereinbarung nicht gestattet.

Nr 40

Dienstag, den 17. Februar 1914.

154. Jahrgang

Unser Handwerk in Not.

Unter dieser Überschrift veröffentlicht in der „Gartenlaube“ der Holzzeiger und Hoffschlermeister des Kaisers, namens Wilhelm Rinkel, einen längeren Artikel, den wir nachstehend auszugswiese wiedergeben. Der Artikel wendet sich hauptsächlich gegen die vielen Theoretiker, die in Handwerkskreisen den Ausschlag geben. Der Artikel hätte die bürokratische Tätigkeit der Handwerkskammern auch noch kritisieren können, was nicht geschehen ist. — Er lautet:

Die tätigen, produktiven, zahlenden Stände des Volkes müssen sich wieder Geltung verschaffen und die Bevormundung von außen her, die sie sich in ihrer Verbildung solange gefallen ließen, iaktkräftig abschütteln. Nur durch starkes Selbstbewußtsein können sie die Achtung und Stellung wieder wiedergewinnen, die ihnen im deutschen Staatswesen zukommt. Vom Bauern an, der seinen Acker baut, bis zum Feinmechaniker, von der Werkstatt des Handwerksmeisters bis zum Kontor des Kaufmannes reicht das riesige Gebiet produktiver Arbeit. So sicher, wie der schaffende Künstler höher steht als der Kunstgelehrte, der verantwortliche Leiter gewaltiger Betriebe höher steht als unsere Wirtschaftsdozenten, so sicher steht auch unsere produzierende Bevölkerung, vom einfachsten Arbeiter an, zu hoch, um zum Spielball sozialpolitischer Experimente gemacht zu werden. Es sind tief unrichtige Persönlichkeiten nötig, um das zu repräsentieren, was ihr Handwerkerstand nennen wollen. Ein Stolz, der keineswegs auf das Handwerk beschränkt bleiben darf, sondern den jeder fühlen muß und fühlen soll, dessen Nutzen für die Allgemeinheit in einem arbeitsreichen, pflichttreu schaffenden Leben liegt.

Nichts hat diesen Bürgerstolz so tief gebemüht wie unsere ganze staatliche und kommunale Verwaltungstechnik. Um beim Handwerk zu bleiben, so lege ich jedem verständigen Staatsbürger, der nicht gerade kommunaler oder staatlicher Beamter ist, die Frage vor: „Wie soll irgendein produzierender Beruf geübt werden, wenn seine Arbeit und seine Zeit so verstreut und so gering geachtet wird, wie es durch unsere Behörden in erster Linie geschieht?“ Der Umfang, alles in einen Topf zu werfen, um einen Auftrag eine unbefristete Zahl Erwerbsleute sich balgen zu machen, hat seine Früchte getragen. Niemand hat unser Handwerk so in Grund und Boden demoralisiert wie unsere Behörden in ihrer Eigenschaft als Auftraggeber. Wenn der öffentliche Zusammenbruch unseres Handwerks noch nicht eingetreten ist, so liegt das einfach daran, daß die Behörde vorläufig

noch das Kapital der produzierenden Berufe verbraucht.

Wenn heute jemand Geld gegen 30 oder 40 Prozent ausleiht, so nennt man ihn mit Recht einen Wucherer. Wenn unsere Behörden und Private Arbeiten 50 Prozent unter dem realen Wert vergeben, so ist das nicht mehr bloßer Wucher, sondern Vergiftung des ganzen Erwerbslebens. Die Würdelosigkeit, der Mangel an Charakter, an Berufsstolz wird durch die Art, wie heute kunstwerkliche Arbeiten vergeben werden, geradezu gefördert. Bei unseren öffentlichen Submissionen wird die Arbeit fast niemals zum wirklichen Wert vergeben, sondern stets die Notlage der Arbeitsuchenden ausgenutzt. Man wird mir darauf erwidern, daß schließlich jeder wissen muß, was er für seine Arbeit zu fordern hat. Sehr viele unserer Handwerker wissen das aber nicht, und daraus wird ein höchst unfairer Nutzen gezogen. Außerdem gibt es aber für viele Handwerker noch den Ausweg, die Lappen des Unerbittens einen anderen tragen zu lassen: den Lieferanten der Rohmaterialien — bei den Tischlermeistern beispielsweise den Holzhändler. (Bei den Buchdruckern die Papierlieferanten. Die Red.) Dort sitzen viele Gewerbetreibende in immer wachsenden Schulden. Die Summe dieser Verbindlichkeiten gibt ziemlich deutlich an, um wieviel unter dem Wert der Staat, die Kommunen und viele Architekten die Arbeiten einhandeln — — da muß der Hebel angelegt werden, um ein anständiges Handwerk zu ermöglichen!

Bis jetzt sind alle unsere öffentlichen Institutionen nur darauf aus, Raubbau zu treiben. Wenn unsere Parlamente diese haarsträubenden Zustände, die keine Qualität mehr gelassen haben und werden, immer wieder zu beschönigen suchen, so ist das der deutlichste Beweis, wie wenig die sogenannte Volksvertretung, wie wir sie heute haben, geeignet ist, anständige wirtschaftliche Verhältnisse zu garantieren.

Der Besitz einer Werkstatt sollte Selbstbewußtsein und Verantwortungsfähigkeit geben, wie es früher durch Jahrhunderte dem Meister gewährt hat. Man mußte sich die Art an die Wurst legen, um in 50 Jahren einen ganzen Stand nützlicher Staatsbürger so zu entwurzeln, wie das die letzten Jahrzehnte fertiggebracht haben.

Der Dilettantismus feiert in allen Fragen, die unser produktives Leben angehen, wahre Orgien, und wenn ich heute gewisse Nationalökonomien und Kunstgelehrte über handwerkliche Fragen orakeln höre, so packt mich nicht nur der Zorn über diese Rhetorik, sondern ich fühle das furchtbare Unglück, daß dieser wichtigste und größte Stand unseres ganzen Wirtschafts-

lebens nicht den nötigen Stolz und die nötige Tatkraft aufbringt, um sich zu sagen, „die Interessen meines Berufes können nur von meinesgleichen vertreten werden.“

Was uns nun tut, ist der radikale Bruch mit allem, was auch nur entfernt nach Theorie und Dilettantismus schmeckt. Wir sind in Gefahr, der Welt das Beispiel zu liefern, wie ein an und für sich hervorragendes und fleißiges Volk, wie ein an Theorie in die andere gejagt werden kann, weil nirgends ein fester Punkt und ein fester Wille zu erblicken ist, um den sich alles ansammeln kann, was Wert auf die Kraft und Stärke unseres deutschen Vaterlandes legt. Wie soll eine wirtschaftlich erschöpfte Bevölkerungskategorie, der man systematisch die Intelligenz entzieht, sich zum Schluß behaupten können? Der Meisterstand unseres ganzen Erwerbslebens, unser Kleinfabrikantenstand wird demoralisiert, da eine verfehlte Gesetzgebung und das Überwuchern bürokratischer Manieren bei den zwei größten Auftraggebern, dem Staat und den Kommunen, ihm das Rückgrat bricht. Wir haben heute im Deutschen Reich keinen Berufszweig mehr, der mit freudigem Stolz sagt: Das bin ich, das leiste ich, und ich bin deutscher Staatsbürger. Durch verfehlte Experimente haben wir unser ganzes öffentliches Leben in einen halbtönen Drei verandelt, in dem jeder herumstochert.

Es ist der wahrhaftige Kampf aller gegen alle. Während auf der einen Seite unsere maßlos übertriebene soziale Forderung das Verantwortungsbewußtsein des kleinen Mannes immer mehr schwächt, seine Beweglichkeit, gestützt auf die parlamentarische Vertretung, immer mehr feigert, werden die bürgerlichen Kreise immer einseitiger bedrückt, dem Kampf des Daseins immer härter und rücksichtsloser ausgesetzt, aber nicht etwa einem Kampf, der erfrischend, sondern einem Kampf, der eigentlich einer Lotterie gleicht, in dem Persönlichkeit, Tüchtigkeit, Fleiß und Können kaum noch eine Rolle spielen.

Aber unsere Oberrechnungskammer, die funktioniert tadellos!

Dieses Gepepnt spukt bei jedem Staatsbau herum, und selbst, wenn ein Beamter nach Fleiß und Gewissen dem Tüchtigsten die Arbeit geben wollte, so würde das die Oberrechnungskammer nicht dulden. Während unser Staatswesen da, wo es ausgeben muß, knaust und spart, verschleudert es Millionen und aber Millionen in Experimenten. Es wendet jedes Jahr Millionen auf, deren Endresultat dazu führt, den Bürger jeden Stolz zu entleeren.

Der Liebe ewiges Licht.

Ein Roman vom Lande der Winternachtsjonne.
Von Erich Frießen.

Rasch bückt sie sich zu dem aus müden Augen nach ihr hin blinzelnden Kater hinab und streichelt sein schwarzglänzendes Fell, um ihre Befangenheit zu verbergen.

Nach einer Weile wendet sie sich verstohlen nach Gunnar um.

Doch den hat der Vater bereits in einen Lehnstuhl gedrückt und selbst neben ihm Platz genommen.

Gunnar erscheint völlig ruhig. Nur vielleicht noch ein wenig bleicher als vorher.

Und aufs neue steigt tiefe Röte in Ebbas Wangen, aus Beschämung über ihr Errotten wegen einer so gleichgültigen Sache, wie es ein verdamniswürdiger Kauf ist.

„Glaube mir, mein Junge —“ bemerkt soeben Meister Wybrands eindringlich — „keiner anderen Person weiblichen Geschlechts würde ich Einlass in unsere durch die Wissenschaft geweihten Räume gewährt haben. Aber — wie ich schon vorher sagte — Ebba fehlen die typisch weiblichen Charaktereigenschaften; man kann sie gewissermaßen unter die Abnormitäten klassifizieren. Gibt es nicht auch Kofenarten ohne Duft? Und Säugtiere ohne Mutterleib? Warum also nicht auch zur Wechselung einmal ein Weib mit männlichem Großhirn?“

Weder Ebba noch Gunnar antworten. Gunnars Augen folgen unermüdet Ebbas schlanker Gestalt. Und Ebba fragt sich verwundert, was in diesem seltsamen Blick wohl liegt. So merkwürdig abstrakt erscheint er ihr, gleichsam unirdisch, als ob er nicht das Weib in ihr sehe, sondern ein Wesen aus einer anderen Welt. Auch nicht der Schimmer eines Lächelns huschte bisher über Gunnars ernste Züge. Nicht einmal in dem Moment, als er sie in seinem Hause willkommen hieß. Und keine

Frage, weshalb sie Trauerkleider trägt. Nichts. „Er wird sich kaum mehr erinnern, daß ich verheiratet war.“, denkt sie mit leiser Bitterkeit. „Was kann es ihn auch kümmern, ob ich Frau bin oder Mädchen oder Witwe!“

Inzwischen hat Meister Wybrands aufs neue begonnen, sein Stedenpferd zu reiten. Mit seiner leisen, etwas müden Stimme erzählt er von einem Belegungsstrand, den er aus den Blütenfelsen einer ganz besonders, exotischen Pflanze gebraut und der wie ein „flüssiger Sonnenstrahl“ durch die Wälder rinne.

„Flüssiger Sonnenstrahl!“ wiederholt Gunnar mit plötzlich erwachendem Interesse. „Auch mein Auge hat heute nacht etwas wie einen „flüssigen Sonnenstrahl“ getrunken!“

„Bah, du, mit deinen kalten Sternen!“ wehrt der Alte verächtlich ab.

„Und doch strahlt fast jeder dieser Sterne mein Licht aus, als die Sonne, der du das Aufblühen all deiner wichtigsten Pflanzen verdankst.“ beharrt Gunnar voll Enthusiasmus. „Dunkel Henrik — ein neuer Stern ist aufgetaucht am Firmament — hell, strahlend in bläulichem Licht, wie die Augen deiner —“

Er starrt und blickt befangen nach Ebba hinüber. „Meinetwegen!“ wehrt der andere ab. „Ein seltsames Phänomen, wie meine Tochter. Was weiter?“

„Du sollst dir dieses Wunder anschauen. Komm mit mir nach meiner Sternwarte.“

„Nein, mein Lieber!“ lacht der Alte mit gutmütigem Spott. „Ich soll mir wohl da oben Rheumatismus holen? Wozu? Um einen kleinen Stern zu betrachten? Da quäl ich mir lieber hier meine Lampe an, die für mich ebenso schön leuchtet und sicher weit nützlicher ist.“

Ebba hatte, den blonden Kopf leicht vorgebeugt, die Hände um ein nkie geschlungen, dem kleinen Schärmel der beiden schweigend zugehört. Jetzt schlägt sie die leuchtenden, blauen Augen voll zu Gunnar auf. Und mit Bedauern gewahrt sie, wie bei ihres Vaters Spott eine Wolke der Enttäuschung über sein soeben noch in heller Begeisterung strahlendes Gesicht zieht.

Schüchtern legt sie die Hand auf seinen Arm.

„Darf ich mitkommen, Gunnar?“

Er blickt sie verwundert an.

Ihre Stimme klingt so jung und lebhaft, daß sie auf den Träumer wirkt wie ein erfrischender Wasserstrahl inmitten sengender Sonnenglut.

Zufimmend neigt er das Haupt. Dann legt er ihr seinen Mantel um die Schultern und öffnet die Tür.

Und wieder begegnen sich ihre Blicke.

Und Gunnar ist es, als fühle er die Fittiche seines Schicksals über seiner Seele rauschen.

Meister Wybrands aber, der die beiden still beobachtete, schüttelt mit einer bedauernden Geste den Kopf.

„Am, hm — ein Weib verleiht sein Geschlecht doch nie! Glaube schon, in meiner Tochter einen weißen Raben zu beschaffen. Als was wird sie sich schließlich entpuppen? Als eine typische Woll. Sollte man es denn für möglich halten: genau so bereitwillig, wie sie mir, dem alten Wahrheitsluder, bei seinen Arbeiten helfen will, stellt sie sich dem Sternengucker, dem armen Phantasten da oben, zur Verfügung. ... Ja, ja — Weib bleibt Weib, in allen Situationen! Glücklich der Mann, der ohne dies armselige Geschlecht fertig werden kann. Nicht wahr, mein Luzifer?“

Und Ebba?

Während Gunnar sie beifasst, wie eine sorgende Mutter ihr Kind, durch die schmalen Gänge, über die verschiedensten Treppen, an dunklen Nischen und Winkeln vorbei, hinauf nach seinem Eldorado, der Sternwarte, geleitet, hat auch sie das deutliche Gefühl, daß mit dem heutigen Tage ein neuer Abschnitt ihres Lebens beginnt.

(Fortsetzung folgt.)

Sturmer bei Berlin, 14. Februar. Auf der Wächter brachen zwei sechs Jahre alte Knaben ein und ertranken.
Helgoland, 15. Februar. Der telegraphische Verkehr Helgolands mit dem Festland ist vollständig unterbrochen, da durch den Sturm eine totale Kabelstörung eingetreten ist.

Ist es für diese Glieder eines Volkes, dem die Welt offen steht, etwas Befremdenderes als dieses Drängen nach der Staatstriebe, diesen Hunger nach Befreiungsbewegung, dieses Bestreben, jeden Unfall, jede Krankheit, das Alter, Arbeitslosigkeit, alles das mit einem Ringe von Versicherungen zu umgeben, deren Kosten die Versicherer selbst aber nicht tragen wollen, sondern die sie einfach als eine Pflicht des Staates und des Arbeitgebers für selbstverständlich halten?

Der Verfasser des vorstehenden Artikels ist nicht gerade wählerisch in seinen Ausdrücken, aber in der Theorie hat er insofern Recht, als die Handwerkerangelegenheiten, vor allem das Submissions- und Lieferungsverhalten, bei uns im Argen liegen und diese für die Volkswirtschaft eminent wichtigen Angelegenheiten meist von Herren bearbeitet und entschieden werden, die den besten Willen haben, dem Handwerk zu helfen, aber nicht die Kenntnis der einschlägigen praktischen Alltagsverhältnisse. Jeder, der hinterläßt, sollte vor Erteilung des Zuschlags eine Kautelen hinterlegen müssen, daß er die Lieferanten der zur Verwendung gelangenden Rohmaterialien bezahlet, außerdem sollten grundsätzlich Sachverständige gehört werden, ob der Submittent zu dem von ihm offerierten Preise überhaupt liefern kann, ohne bei der eventuellen Lieferung zuzusehen. Wenn der Handwerker, überhaupt der wertmäßige Mittelstand erst einmal ruiniert ist, so läßt er sich so leicht nicht wieder ins Leben zurückrufen.

Öffentlich-rechtliche und private Lebensversicherungsanstalten.
Anlässlich der Debatten im Reichstags schreiben die „Berl. Polit. Nachricht.“:

„An den Verhandlungen des Reichstags und des Abgeordnetenhauses der letzten Tage ist wiederholt das Verhältnis der öffentlich-rechtlichen Lebensversicherungsanstalten und der von privaten Lebensversicherungsanstalten nicht ohne Anregung seitens der Reichsregierung ins Leben gerufenen gemeinnützigen Volksversicherungen berührt worden. Zwischen beiden auf der gleichen gemeinnützigen Grundlage errichteten Arten der Unternehmungen besteht bedauerlicherweise ein heftiger Konkurrenzkampf, und man ruft von beiden Seiten die Aufsichtsbehörden um Unterstützung an. Rechtlich liegt nun die Sache so, daß die öffentlich-rechtlichen Lebensversicherungen, deren Träger die preussischen Landschaften und Provinzen sind, der Aufsicht der Landesbehörden unterliegen, während die von den privaten Lebensversicherungsanstalten gegründete Volksversicherung der Aufsicht des Reichsversicherungsamtes untersteht. Aber diese Verschiedenheit der Aufsichtsführung ist in Bezug auf die Richtung, nach der diese ausgeübt wird, ohne jede Erheblichkeit. Denn sowohl die Reichs- wie die Landesversicherungsbehörde ist von der Überzeugung durchdrungen, daß beide gemeinnützigen Organisationen der Volksversicherung, welche sich die Aufgabe der Bekämpfung des von der Sozialdemokratie ins Leben gerufenen Versicherungsunternehmens „Volkssfürsorge“ gestellt haben, die sorgfältigste Pflege und Förderung verdienen. Die Reichs- wie die Staatsaufsicht wird daher keiner der beiden Unternehmungen zu Liebe oder zu Verle, sondern lediglich unter dem Gesichtspunkt geführt, die Einrichtungen, welche den verderblichen Wirkungen der „Volkssfürsorge“ fernern sollen, zu stützen und zu fördern. Unter diesem Gesichtspunkte muß aber auch so dringend wie möglich gefordert werden, daß die öffentlich-rechtlichen Lebensversicherungsanstalten und jene private Volksversicherung sich nicht gegenseitig in der bisherigen Weise bekämpfen und so unnütz die Kräfte verbrauchen, die notwendig zur wirksamen Bekämpfung der sozialdemokratischen Bestrebungen auf diesem Gebiete gebraucht werden. Getrennt marschieren, zusammen schlagen muß sowohl für die öffentlich-rechtlichen Lebensversicherungen wie für die private Volksversicherung die Lösung der Gegenwart und Zukunft sein.“

Deutscher Kolonialstab.

Unsere Kolonien haben wir nun seit mehr als 25 Jahren, die Erträge an Erzeugnissen haben sich aber bisher in bescheidenen Grenzen bewegt und stehen in keinem richtigen Verhältnis zu den für die Kolonien aufgewendeten Millionen. Die „Kolonialztg.“ schreibt:

„Die ersten Veruche mit dem Anbau von Tabak in unseren Schutzgebieten waren nicht gerade ermutigend ausgefallen, so daß die Kultur in Deutsch-Südwest und in der deutschen Südsee heute gänzlich aufgegeben ist. Seit einigen Jahren ist sie aber mit dem besten Erfolg in Kamerun wieder aufgenommen worden, angepflanzt durch die von Herrn E. A. Döbemer gestifteten Freije. Im Jahre 1910 hat diese Kolonie 27000 Kilogramm Tabak im Werte von 4150 M., 1911 bereits das Doppelte im Werte von annähernd 25000 M. ausgeführt, und im Jahre 1912 ist erneut eine Verdoppelung des Exports eingetreten. So hat auch in Hollandisch-Sumatra die Entwicklung klein angefangen, und aus den 50 Ballen im Werte von 7000 M. im Jahre 1864 sind bis 1912 über eine vierel Million Ballen im Werte von über hundert Millionen M. geworden. Vor einigen Tagen sind in Bremen wiederum 860 Pak Tabak zu je 1 1/2 Zentner, also über 1200 Zentner, aus Kamerun zur Verfeinerung gelangt, wobei Preise von durchschnittlich 1.80 bis 2.05 M. erzielt wurden. Bei dieser Tabakerzeugung am 24. Januar waren außer zahlreichen deutschen Tabakinteressenten zum erstenmal zwölf holländische erschienen, ein Beweis, daß die Beherrscher der Märkte von Amsterdam und Rotterdam auf die junge kameruner Tabakerzeugung, die vor allem hervorragende Deblätierer liefert, aufmerksam geworden sind. Wie wir hören, ist eine neue Tabakerzeugung unterwegs, die noch in diesem Monat in Bremen eintreffen wird.“

Der Trost, daß es mit Kameruntabak auch einmal so werden kann, wie mit Sumatratobak, ist uns geliebt, hoffentlich geht die Hoffnung in Erfüllung.

Eine neue Zentrumsfundgebung gegen die „Duertreiber“.

Esen, 15. Februar. Den „Leipz. Neue.“ wird von hier berichtet: Eine von mehr als 3000 Personen aus allen Teilen Rheinlands und Westfalens besuchte Versammlung des Zentrums protestierte heute im großen Saale des hiesigen Saalbauwerks in scharfer Form gegen die Angriffe der sogenannten integralen Richtung. Referenten waren der greise Führer des badischen Zentrums, Geistlicher Rat Wacker, und der Reichs- und Landtagsabgeordnete Oberlandesgerichtsrat Marg. Der

Vorsitzende, Reichs- und Landtagsabgeordneter Dr. Bell, begrüßte unter tosendem Beifall den Geistlichen Rat Wacker als den Feldmarschall von Baden und den Sieger von Offenburger. Wacker ergriff hierauf das Wort und betonte, er habe bereitwillig, aber nicht freudig der Aufforderung Folge geleistet, in Esen in der großen Versammlung der Zentrumsparlei über die Duertreiber zu sprechen. Wer könnte noch angelehrt der augenblicklichen Verhältnisse Freude empfinden! Der Redner fuhr dann fort: Wir sind gewillt, entschlossen und energisch den Treibern entgegenzutreten, denn wir wollen die Vermirung nicht noch größer werden lassen. Wir kennen uns als treue katholische Männer und mit unentwegter Treue zur kirchlichen Autorität in allen Dingen, in denen wir Gehorsam schuldig sind. Unsere Bischöfe sind Träger apostolischer Gewalt. Wir haben das lebhafteste Interesse daran, daß unsere Bischöfe die ihnen von Gott übertragene Mission in voller Unabhängigkeit entfalten können. Wir kennen uns aber auch als treue Zentrumsmänner, als Angehörige einer politischen Organisation, die man mit Zug und Recht als die bedeutungsvollste und notwendigste ansprechen kann. Es gibt nun Männer, die das Zentrum anders machen möchten, als es ist und als es war. Gegen ein solches Bestreben protestieren wir mit aller Energie. Bei aller Achtung und bei aller Ergebenheit gegenüber der Kirche muß mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß es nicht angeht, aus dem Zentrum eine der Autorität kirchlicher Würdeträger unterstellte konfessionelle Partei zu machen. Ein Bischof, über die Zentrumsparlei seiner Diözese gestellt, ist nach unserem Dafürhalten etwas Unmögliches, unmöglich vor allem Dingen im ureigensten Interesse der Kirche. Wenn die Bischöfe ein Korrektiv in der Hand hätten, kämen sie nicht aus der Gefahr heraus, daß die Träger der Staatsgewalt ihnen Zumutungen stellen, auf die sie nicht eingehen könnten, ohne die wichtigsten Interessen ihres Amtes zu gefährden. Nach ein anderes Moment: Können die Bischöfe das Vertrauen des katholischen Volkes entföhren? Bismarck hat durch die kirchlichen Würdeträger, ja sogar durch den päpstlichen Stuhl versucht, das Zentrum unter seine Vormächtigkei zu bringen. Würde der Wunsch der Duertreiber in Erfüllung gehen, so gäbe es kein dornenvoller Amt als das eines Bischofs der katholischen Kirche. Wer die Anschauungen der Duertreiber vertritt, steht nicht mehr auf dem Boden des Zentrums. Es wäre falsch, ihnen gegenüber irgendwelche Milde walten zu lassen. Wenn ich mich gegen die Duertreiber wende, so nehme ich keinen aus, mag der Duertreiber noch so hoch stehen, mag er weltlichen oder geistlichen Standes sein. (Erneuter stürmischer Beifall.) Ich füge sogar hinzu, die Duertreiber geistlichen Standes sind schwerer zu ertragen als die weltlichen Standes. Würden wir den Duertreibern entgegenkommen, so wäre dies für die Zentrumsparlei der Anfang eines sehr raschen Endes. Entweder bleibt das Zentrum, was es ist und was es war, oder es wird nicht mehr sein. Das Zentrum darf keine konfessionelle Partei sein. Wenn die Gegner ihm mit aller Gewalt einen konfessionellen Charakter geben wollen, so geschieht das sicherlich nicht in seinem Interesse. Würde das Zentrum der bischöflichen Autorität unterstellt, so hätten wir sehr schnell eine Gesetzesvorlage, die den Geistlichen zum mindesten das passive Wahlrecht absperrt. Ich scheue mich vor keiner Aufgabe, aber ich gestehe es offen ein, daß es mir schwer fallen würde, eine solche Gesetzesvorlage erfolgreich zu bekämpfen. Das Schredgespenst des Ultramontanismus hat im Wahlkampf in Rehl-Offenburg einen schwer zu paralyisierenden Einfluß ausgeübt. Hätte das Zentrum die Bischöfe zu Vorgesetzten, dann würde der Einfluß dieses Schlagwortes ins Innertrügliche sich steigern. Nicht länger mehr wollen wir an dem rütteln, was zur Zeit der schwersten Not ins Leben gerufen worden ist, es muß endlich ernst gemacht werden. Es muß eine räumliche Scheidung eintreten.

Die Versammlung nahm dann folgende Entschliessung an: „Die von Tausenden treuen Zentrumsanhängern aus Rheinland und Westfalen besuchte Versammlung spricht dem Reichsausschuß der Zentrumsparlei für seine von religiöser und vaterländischer Gesinnung getragene programmatische Erklärung ihre volle Anerkennung aus, und dankt ihm im besonderen für die unter Wahrung der bewährten Zentrums traditionen erfolgte energische Zurückweisung der Duertreiber und der Verteidigung der christlich-nationalen Arbeiterschaft.“

Zusland.

* Paris, 13. Februar. Die französische Kammer verhandelte heute über die angeklüglichten Interpellationen wegen des Gesundheitszustandes der Truppen im Osten. Dr. Ladand kritisierte gewisse Hospitalier und Lazarett. Laut der vom Redner angeführten Statistik zählte man im Januar bei einem Mannschäftsbestande von 717 415 Mann 194 052 Rekrutfranke, 44 192 Lazarettfranke, 21 570 Hospitalfranke, weiter 280 Todesfälle und 1489 zeitweilig wegen Dienstuntauglichkeit Entlassene. Ladand erklärte weiter, die meisten Kasernen seien zu stark belegt und verlangte verschiedene Verbesserungen hinsichtlich des Schutzes, der Bekleidung und der Befestigung der Soldaten und forderte ferner eine Vermehrung der Militärärzte.

Belgrad, 16. Februar. Bei den griechischen Befuchsfestlichkeiten gab Königin Peter von Serbien offen zu, daß zwischen Griechenland und Serbien ein Balkanbündnis bestehe. Er sprach von „unserem lieben Verbündeten“.

Deutsches Reich.

* Berlin, 15. Februar. (Sohnnachrichten.) Die Kaiserlichen Majestäten besuchten heute den Gottesdienst in der alten Garnisonkirche.

Karlsruhe, 14. Februar. Die Verschlimmerung im Befinden der Prinzessin Wilhelm von Baden schreitet langsam, aber stetig voran. Seit gestern abend ist das Bewußtsein vollständig geschwunden.

Offenburg (Baden), 14. Februar. Bei der heutigen Reichstags-Sitzung erhielt Dr. Wirth (Zentr.) 13 137, Kölsch (nat.-lib.) 13 056 Stimmen. Wirth ist mit 81 Stimmen Mehrheit gewählt. Es beteiligten sich mehr als 97% der Wählerschaft.

Bremen, 14. Februar. Nach einem Bericht der „Weserzeitung“ hat Herr von Bobdies, der frühere preussische Landwirtschaftsminister und Staatssekretär des Reichspostamts und

jetzige Präsident des Reichsausschusses für die Olympischen Spiele, auf der Bremer Schaffermobilität u. a. gesagt: „Die Älteren werden sich noch der Zeit vor 50 Jahren erinnern, wo der Bürgermeister von Schwartau (nahe bei Vibek) den Schlagbaum niederließ und die 1864 abmarßierende preussische Division noch mit einem Protest aufhalten zu können glaube, damit die preussische Armee hier das Ende ihrer Taktkraft finde. Ein alter Schweizer Spruch an einem Felsen lautet: „Bis hierher und nicht weiter kam der Feind und seine Reiter“. So wollte es der Bürgermeister von Schwartau, und man betradete das Vorgehen des heiligen Reichstags, der ein Mißtrauensvotum ausgesprochen und damit schließlich viel Schlemm vor seinem eigenen Schatten Angst hatte. Aber die Worte sind es nicht, die entscheiden, sondern die Tat, wie auch Goethe seinen Faust einsehen läßt. Und nun frage ich Sie, die ältesten Seemann, die hier sitzen: War es das Wort oder war es die Tat, die auf Ihrem Lebenswege entschied? — Nur die Tat. (Bravo.) Und wir deutsche Männer können nur durch die Tat zeigen, was nötig ist. Als Männer müssen wir einstecken für unsere Überzeugung.“

Zur Wirkung des Generalpardons.

Der Landrat des Kreises Ikenhagen hat dem „Hann. Cour.“ zufolge nachstehende Bekanntmachung veröffentlicht: „Die oberflächliche Durchsicht der Wehrfeuererklärungen hat ergeben, daß in diesem Jahre annähernd das Doppelte des bisher überhaupt besteuerten Kapitalvermögens deklariert worden ist. Aber drei Millionen Mark waren bisher im Kreise Ikenhagen der Besteuerung entgangen. Es besteht der größte Verdacht, daß noch erheblich mehr Kapitalvermögen vorhanden ist. Indem ich nochmals ganz besonders auf die Bestimmungen des sogenannten Generalpardons hinweise, mache ich bekannt, daß auch nach Abgabe der Wehrfeuererklärungen, bis zur Beendigung der diesjährigen Veranlagung, berichtige Angaben hinsichtlich der Höhe des vorhandenen Vermögens entgegen genommen und Strafe und Nachsteuer nicht festgesetzt werden. Später bekannt werdende Steuerhinterziehungen fallen aber unter die erheblich verschärften Strafbestimmungen und werden unnachlässig verfolgt werden.“

Droing und Umgeding.

Edartsberga, 14. Februar. Über die Verhaftung der beiden Wilderer, der Mörder des Försters Ludwig, wird noch folgendes bekannt: Der Verdacht gegen sie — die der Förster schon mehrfach am Verlich als Wilderer bezeichnet hatte, so daß er selbst äußerte, wenn er einmal erschossen würde, werde wohl einer der beiden der Täter sein — war schon am Montag laut geworden und hatte sich dann immer mehr verstärkt, so daß der Gendarm Ebert am Mittwoch nachmittag den Arbeiter Hermann Harnisch von seiner diesigen Arbeitsstelle weg ins Amtsgewahrsam bringen konnte. Auf Grund verschiedener Widerprüche und Äußerungen, die besonders die Frauen taten, als nach dem Aufenhalte der beiden Männer in der Sonntagsnacht gefordert wurde, sich sich der verhaftete Harnisch noch am Mittwoch abend veranlaßt, seinen Kameraden zu nennen, und so wurde am Donnerstag morgen der Arbeiter Max Morgenstern, der sich schon auf der Arbeit befand, dort ebenfalls verhaftet. Er hat auch schon eingestanden, daß er den Förster erschossen hat, während Harnisch das erlegte Reh band. Die Gemehre hatten beide in der Nähe der Neufelder Mühle in den Seneaer Bach geworfen, und dort wurden die Waffen auch vom Gendarmen an der von Harnisch beschriebenen Stelle aufgefunden. — Von anderer Seite wird berichtet: Der Polizeibund von Lüßen hatte auf dem Tatorte eine Spur aufgefunden und sie nicht nur bis in die Wohnung des Arbeiters Harnisch verfolgt, sondern diesen auch ins Bein gebissen. Da man dem Verdächtigen aber nichts nachweisen konnte, wurde er nicht sofort verhaftet. Um so schärfer forschte indes Gendarmereisendmeister Ebert nach dem Tun und Treiben Harnischs und erfuhr, daß man diesen in der Nacht zum Sonntag, also zu der Zeit, wo ein Schuß gefallen war, mitten in dem Forst getroffen hatte. Das veranlaßte den Beamten, eine neue Hausungung mit Harnisch vorzunehmen, die Haare und Keulen von Rehwild zutage förderte. Nun wurde Harnisch festgenommen. Erst schien er beim Zeugnens bleiben zu wollen, bei den erdrückenden Beweisen bequeme er sich dann jedoch zu dem Geständnis, daß er der gewesene sei, den Ludwig und sein Begleiter Schmidt bei dem Verschütten eines erlegten Rehes getroffen hätten. Den tödlichen Schuß auf den Förster habe sein Begleiter, der Arbeiter Max Morgenstern, abgegeben. Bei der Vernehmung des erschossenen Försters Ludwig waren neben den Vertretern der Behörden zahlreiche Offiziere und Unteroffiziere, sowie die Kapelle der Raumburger Jäger, in deren Reihe der Verstorbene gedient hatte, erschienen. — Die Polizei verfolgt jetzt übrigens weitere Spuren, da es sich herausgestellt hat, daß noch einige Personen an der Wilddieberei beteiligt gewesen sind. Erst dieser Tage hat man ein Reh in einem anderen Distrikt des Försters gefunden, welches von Wilderern geschossen wurde. — Der Zustand des verletzten Oberholzhauers Schmidt-Niederholzhausen soll sich leider verschlechtert haben. 34 Schrotkörner sitzen in Bein, Hüfte und Hand, deren Entfernung in den nächsten Tagen durch Operation erfolgt. Wahrscheinlich wird sich seine Überführung in das Sophienhaus nach Weimar nötig machen.

Sonneberg, 14. Februar. In Oberlin sprang ein kleines Mädchen, das wegen Unordentlichkeit von seinen Eltern geschickt wurde, aus dem Dritten Stockwerk auf die Straße. Wunderbarerweise erlitt das Kind bei dem Sprung nicht die geringste Verletzung.

Greiz, 14. Februar. Der 50 Jahre alte Forstarbeiter Franz Jahr wurde im Walde von einem umfälligen Baume erschlagen.

Frankenhäusen, 14. Februar. Zwischen Poniz und hier wurde auf der Eisenbahntreffe die verstümmelte Leiche eines 34 Jahre alten Mannes aufgefunden. Die Personaldaten konnten noch nicht ermittelt werden.

Weißenfels, 16. Februar. Stiebertlich verfolgt wird wegen Unterjagung und Diebstahl der flüchtig gemordete Arbeiter und Krankenkassenrentner Otto Made von hier. Made hat außer den 5000 M., die er mitnahm, schon seit längerem

Zeit weitere 5000 M. unterschlagen.
Leimbach bei Mansfeld, 14. Februar. Auf dem hiesigen
Walzwerk geriet gestern abend der unverheiratete Arbeiter
Paul Holzappel aus Großbrönn in das im Betriebe befindliche
Walzwerk, wurde hineingezogen und sofort getötet.

Erst, 14. Februar. In ihrer Wohnung in der Epinay-
straße stürzte sich heute früh 5 Uhr die Büffeltiere Witwe aus
einem Fenster des zweiten Stockwerkes hinab und blieb mit zer-
schmetterten Gliedmaßen tot liegen. Der Beweggrund zur Tat
ist unbekannt.

Der Stand der Kanalfrage für Leipzig.
In der Sonnabend nachmittag abgehaltenen Generalver-
sammlung erteilte nach Genehmigung des Geschäftsberichts
der Geschäftsführer, Herr Stadtrat a. D. Ludwig Wolf, einen
ausführlichen Bericht über die Lage des Unternehmens und
dessen Standpunkt zu dem Kanalprojekt Leipzig-Eilenburg.
Die Gesellschaft habe, so führte er aus, keine Ursache, den
Herrn Verlegenheit zu bereiten, sie könne mit deren Mitigation ein-
verstanden sein, weil durch sie die Notwendigkeit eines Kanals
nach Leipzig noch weiteren Kreisen nahegebracht werde. Damit
habe die Sache einen weiteren Nutzen, da die Stadt Halle, die
Stadtverwaltung und der Kreis längs der Saale in den Inter-
essenskreis des Kanals hineingezogen werde. Sollte stelle sich
auf den Standpunkt, daß es in Zukunft durch das Wachsen der
Interessen und des Wertes reichlich durch Vermehrung der
Verbindung in seinen Aufgaben gewinnen werde. Die Aus-
führung des Kanalprojekts sei auf 64 Millionen be-
wertet, es würden für die Verzinsung allein etwa 2 1/2 Millio-
nen aufgebracht werden müssen, und sobald nicht aufgebracht
werden können. Zudem erweise es sich nicht angängig, zwei
Komponenten, Leipzig und Berlin, mit einander zu verbinden, an-
statt die Konjunktur mit dem Produzenten. Weiter komme
hinzü, daß der Zweck einer Verbindung nach dem Norden über
Lübeck durch den Elbe-Graben-Kanal schon erreicht zu sein
scheine, während der Kanal von Seitzin die Waren bis nach
Potsdam und Torgau bringen werde. Man habe die Rentabi-
lilität des Kanalprojekts darin gesucht, daß man ein Expropria-
tionsrecht für beide Seiten des Kanals zu erhalten hätte. Es
frage sich nur, welche industrielle Unternehmung auf dieser
Strecke ins Leben gerufen werden solle: Holzfrachten usw. viel-
leicht. Von Torgau ab bis Potsdam dürfte nicht viel zu holen
sein.

Die Leipziger Kanalgesellschaft sei übrigens ganz deutlich
darauf aufmerksam gemacht worden, daß ihr ein solches Ex-
propriationsrecht auf beiden Seiten des Kanals nicht erteilt
werde. Der hauptsächlichste Hinderungsgrund bei dem Kanal
Eilenburg-Torgau sei, daß nicht staatliche und politische Be-
denken in Rücksicht gezogen worden seien. Es sei nicht anzun-
ehmen, daß eine Genehmigung dieses Projektes seitens Preus-
sen erfolgen dürfte. Alles scheine darauf hinzudeuten, daß
Leipzig eine Konkurrenz dieses Projektes in keiner Weise zu
begonnen habe. In Österreich sei man am Werke, die Gemün-
dung eines Wasserweges nach Deutschland hinein mit einem
engeren Anschluß an das Verkehrsstrom zu erreichen, und diese
Verbindung mit der Gemündung eines Wasserweges mit der
Nordsee anzubahnen. Man müsse nach dieser Richtung hin
mehr und mehr zu klären, weitere Verbindungen zu entwickeln
und miteinander zu verknüpfen. So seien die eingeleiteten
Verhandlungen über die Schiffahrtsfrage des Stromlandes der
Elbe aufs engste mit dem Kanalprojekt verknüpft. Erst wenn
dies in Leben gerufen ist, sei die Preussische Regierung zu
haben. So stehe die Angelegenheit jetzt; die Gesellschaft sei da-
her genötigt, noch etwas zuwarten. Inzwischen sei die Bil-
dung eines Deutschen Bundes, der nicht bloß den Kanal durch eine
zweitesprechende Dammsicherung vor den Flutmassen der
Saale schütze, erfolgt. Nach diesem Bericht gab ein Geschäftsführer
noch einige kurze Anregungen für den Schiffahrtskanal. Dem
Geschäftsführer wurde Entlastung erteilt und von dem Kassen-
bestand von 59 669.50 M. Kenntnis genommen.

Luftschiffahrt.

Der Flugplatz Johannisthal für Militärflieger gesperrt.
Die Generalinspektion des Militärverehrungswesens hat auf
Grund der neuen Unglücksfälle auf dem Flugplatz Johannisthal
den Offizieren das Fliegen auf diesem Platz solange ver-
boten, bis seitens der Gesellschaft durch eine Platz- und Flieger-
ordnung, Anstellung einer ausreichenden Zahl von Beamten
und entsprechende Bervollkommnung aller sonstigen Einrich-
tungen die Gewähr gegeben ist, daß sich solche Unfälle nicht wie-
der ereignen.

Vom neuen Militärluftschiff „3. 8“. Der Widerstand den
die Militärverwaltung ursprünglich dem Zepplinschen System
entgegengesetzt hat, ist jetzt erfreulicherweise einer starken Be-
vorzugung des starren Typs gewichen. Mit Hochdruck wird
an dem Ausbau der deutschen Luftflotte weitergearbeitet. Erst
am letzten Sonnabend hat das neue Militärluftschiff „3. 7“ mit
der Abnahmekommission an Bord Friedrichshafen verlassen,
und schon wieder ist ein Zepplintrecker, das künftige Militär-
luftschiff „3. 8“, im Bau soweit vorangeschritten, daß mit dem
Einbau der Motoraggregate begonnen werden konnte. Der
Führer des „3. 8“, Hauptmann Andree des dritten Luftschiff-
bataillons (2. Kompanie) in Düsseldorf, ist bereits in Friedrichs-
hafen eingetroffen. Nächste Woche wird auch der Naviga-
tions- und der Funkeroffizier dort ankommen. In etwa drei
Wochen soll das neue Schiff seine Werkstättenfahrten beginnen.
Da die Düsseldorfener Halle wohl erst im Laufe des Sommers
fertig wird, dürfte „3. 8“ voraussichtlich nach Trier überge-
führt werden.

Vermisches.

Roba (S.-M.), 14. Februar. Der als vermählt gemeldete
50 Jahre alte unverheiratete Privatier Berthold Beckhoff wurde
im Lohmholz erhängt aufgefunden. Wie die „Robauer Zeit-
ung“ berichtet, hat sich der Mann nicht darüber hinwegsetzen
können, von seinem etwa 30 000 M. betragenden Vermögen
etwas zur Behrfeuer beitragen zu müssen.

Neuropt, 14. Februar. Nach der eingetretenen milden Witterung
ist plötzlich ein furchterlicher Umschlag im Wetter eingetreten. Ganz außer-

ordentliche Kälte herrscht im Lande. In der vergangenen Nacht allein
sind in der Stadt Neuropt 14 Personen erkrankt. Die ärmere Bevölke-
rung leidet fürchterlich unter den Lüften der Witterung, da die Kohlen
einen unerschwinglichen Preis erreicht haben. An den Krankenhäusern
werden hunderte von Personen behandelt, denen einzelne Glieder erzo-
ren sind. Infolge des starken Eisganges im Osten ist die Schiffahrt be-
trübt. Eisbrecher sind Log und nicht in der Lage, den Ostsee-Verkehr
von Neuropt mit dem offenen Meer verbunden, freizuhalten. — Es
herrscht hier ein mühsamer Schneefall. Der Verkehr ist lahmgelegt, die
Droschken und Automobile verlagern gänzlich und brechen zusammen.
Der Schnee liegt tief, es schneit aber noch immer weiter. Die Ge-
schäftsverhältnisse sind beinahe verödet. Durch Zusammenstoße der elektrischen
Straßenbahnen wurden zahlreiche Menschen verletzt. Die Unglücksfälle
habe häufig, da die Motorführer durch den Schnee geblendet werden.
An mehreren Punkten der Straße sind Dampfer gefahren.

Steinhilf, Kreis Landsberg an der Warthe, 15. Februar. Hier
begog ein 14jähriges Dienstmädchen die beiden Kühe ihres Herrn mit
Petroleum und zündete sie an, weil sie nicht mehr melken wollte. Die
Tiere erlitten einen qualvollen Tod. Die Angelegenheit wird ein gericht-
liches Nachteil gegen die Bedienten haben.

Stuttgart, 15. Februar. Zum Falle des Massenmörders Wagner
veröffentlicht nun auch der Gerichtsrat, der den Antrag auf Unterbrin-
gung Wagners in eine Irrenanstalt zur Begutachtung zu stellen hatte,
eine Erklärung, wonach auch ohne Kenntnis der umfangreichen Schriften
des Massenmörders von Mißwälen und geradezu im Zweifel an der
Geschicklichkeit der Gutachter zu zweifeln ist. Wegen der typischen
Verhaltens- und Größenwahnsinn, der nur unheilbar Verkürrten zu
eigen ist.

Berlin, 15. Februar. Der 15jährige Paul Schr. aus der Siegfried-
straße in Neutölln hatte am Sonnabend auf seiner Berliner Verhehle
den Wochenlohn erhoben, das Geld aber wahrheitsfalsch durchgebracht.
Sein Vater erhielt am Sonnabend noch eine Karte mit der Mitteilung,
daß der Sohn am Sonntag im Grunewald lüden hatte. Die Eltern
verfürgen die Polizei, indessen fand sich der Junge am Sonn-
abend wieder im elterlichen Hause ein. Der Vater nahm ihn natürlich ge-
hörig ins Gebeht, und damit schien der Fall erledigt. Als gestern morgen
die Schwester des Jungen nach der Laube in Brigg ging, weil die Familie
den Sonntag draußen verbringen wollte, fand sie ihren Bruder dort
erhängt.

Buffalo, 16. Februar. John Kennedy, der Schatzmeister des
Staates Newyork, hat sich die Rebe durchschneiden. Er sollte in der
Bestechungsangelegenheit in Verbindung mit dem Staatsanwalt als Zeuge
vernommen werden.

Posen, 15. Februar. Zu dem Drama am Schloß Dabonowitzer
mober der Wojewoden Graf Miroski in Posen, wo die Miroski-
Frau Felicie geb. Gräfin Potoda und seinen Neffen, den Grafen
von Miroski, in der Nacht erstickt, erzählt man noch folgende zuverlässige
Einzelheiten aus der Voruntersuchung für die demnächst stattfindende
Verhandlung: Graf von Miroski hörte am Morgen des 20. Dezember
gegen 4 Uhr auf dem Korridor seiner im ersten Stockwerk gelegenen
Gemächer im Schloß Dabonowitzer Schritte und bemerkte im Schloß-
zimmer seine Gattin in einem Schlafhöschen. Gleichzeitig hörte er aus dem
Zimmer die Stimme seines Neffen. An diesem Augenblick wurde ihm
zur Gewissheit, was er seit langem vermutet hatte, daß seine Frau zu
dem Neffen in unerlaubten Beziehungen stand. Diese Erkenntnis raubte
ihm die Besinnung. Im gleichen Augenblick öffnete sich die Tür und
eine Frau trat ihm entgegen. Einzelheiten darüber, was sich nun ereig-
nete, vermochte der Graf nicht anzugeben. Er hat ergeben, daß seine Frau
auf der Stelle niederfiel und mit einem zweiten Schuß seinen zurück-
weichenden Neffen niederstreckte. Seine Aufregung war derart groß,
daß er einen dritten Schuß auf die erstarrte herbeieilende Gesellschaftierin
seiner Frau, ein Fräulein von Kocznowska, abgab und sie lebensfähig
verletzte. Der im Schloß vorgefundene und beschlagnahmte Brief-
wechsel zwischen der Gräfin und dem Grafen hat ergeben, daß zwischen
beiden ein Liebesverhältnis bestand. Der 24 Jahre alte Graf
Alfred von Miroski ist der Top des leistungsfähigen und verform-
menen politischen Aristokraten. Er zeigte sich als alkoholfühler Exzessien
und trank täglich etwa vier Pfälchen Langweiner. Über und über ver-
schuldet, bezog er von seiner reichlichen Mutter eine Jahresrente von 6000
M. Er schloß sich der Gräfin an und wurde durch sie in den Besitz
erwartliche Resultate ergeben, daß niemand anders als die erstgenannte Gräfin
Miroski selbst im jährlich Tausende und Abertausende zur Ver-
fügung gestellt hat. Der leistungsfähige Aristokrat hat bereits drei Jahre
in der Fremdenlegation gedient und ist dort dekretiert. — Graf
Miroski mocht einen geradezu bemitleidenswerten Eindruck. Wer den eigan-
ten Leutnant im Leib-Riffler-Regiment getannt hat, wird ihn in
dem geschiedenen Mann von heute kaum wiedererkennen. Er hat wäh-
rend der Unterdrückungshait 30 Pfund an Körpergewicht abgenommen.
In der Unterdrückungshait ist er häufig in Erregungszustände geraten,
wobei er irrez Zeug redete. Der einzige Wunsch, den er in ruhigen
Stunden äußert, ist der, daß seine geliebten Kinder, ein 15jähriges Mäd-
chen und ein 12jähriger Knabe, ihn nicht ganz erkennend werden.

Berlin, 14. Februar. Hierbei wird aus der Stadt Berlin 115
telegraphisch gemeldet: Einem eingeborenen Händler namens Berrt Schan
aus hinterpommern, daß ihm seine jugendliche Frau mit einem
anderen Händler hintergehe. Der Eifersüchtige lud darauf die Familie
seiner Frau auf einen Essen ein, an dem auch Berrts Familie, seine Frau
und vier Kinder, teilnahmen. In das Essen hatte Berrt ein betäubendes
Mittel gemischt, das nach dem Essen das Bewußtsein aller anwesenden
Personen, in tiefen Bewußtlosigkeit versetzte. Berrt begann darauf eine unrichtige
Schlacht. Mit einem Schwert stieß er alle Personen bis auf seine
Frau, die er in festem Leide. Sodann schlich sich Berrt in das Haus seines
Wehenbüblers und lauerte diesem auf. Als derselbe erwachte, stieß ihn
Berrt durch einen Schmerzlöffel. Den Kopf des Mannes schlug Berrt
ab und warf ihn mit in seine Wohnung. Inzwischen war Berrts Frau
aus ihrer Bewußtlosigkeit erwacht und hatte den Kopf des Wehen-
büblers und stieß die Frau auf grausamste Weise, indem er ihr unter
allerlei Qualitäten nachdenen alle Glieder abschlug. Dann erhängte
sich der irrsinnige Mann.

Automobil-Chronik.

Magdeburg, 15. Februar. Direktor Max Wolff von der Maschinen-
fabrik Wolf in Magdeburg-Budau fuhr heute nachmittag gegen 6 Uhr
mit seinem Kraftwagen die Berliner Chaussee entlang. Als er in eine
Weidenallee einbiegen wollte, rutschte das Gefährt auf der rechten
Seite in einen Chausseegraben hinab. Das Automobil überflieg sich und
begab den Chauffeur und den Besitzer, der den Kraftwagen selbst lenkte,
unter sich. Direktor Wolff trug einen Arm- und Beinbruch davon; der
Chauffeur wurde leichter verletzt. Beide Verunglückte wurden mit dem
Sanitätswagen der Feuerwehr in das Altkrankenhaus zu Mag-
deburg gebracht. Das Automobil war in Trümmer gegangen.

Gerechtsprechung.

Hess, 13. Februar. Der frühere Rechtsanwält und Notar Schott
aus Nittala hatte sich vor der Strafammer in Pflieg wegen Untreue in
Verbindung mit Unterdrückung zu verantworten. Er war geständig,
als Kommissar aus der Stadt 5000 M. entnommen und zu
seinem Nutzen verwendet zu haben. Das Urteil lautet auf ein Jahr Ge-
fängnis. Schott hatte sich im Oktober vorigen Jahres selbst der Staats-
anwaltschaft gestellt.

Sanaa, 15. Februar. Am heutigen Montag treffen aus Anlaß des
Durchfalls des Diktators-Tummes 64 höhere Eisenbahnbeamte in
Schiffen ein, um den Tunnel zu beschließen.

Hess, 16. Februar. Beim Wirteneinnehmer Gerhard Gerdes vom
Materreffort in Riel war Donnerstag in seiner Wohnung eine Sausuch-
ung vorgenommen worden. Gerdes war beschuldigt, von der Firma
Worms u. Besche seit dem Jahre 1907 Schmiergeld im Betrage von 5
bis 7 1/2 Prozent von der Kaufsumme angenommen zu haben. Die Höhe
der anzufindenden „Provision“ sollte sich auf mehr als 10 000 M. be-
laufen haben.

Magdeburg, 14. Februar. In dem Schmiergeldprozeß gegen die
Inhaber der Radfabrik Thurm u. Besche beantragte der Staatsanwalt
gegen den Angeklagten Rabede 200 M. Geldstrafe oder 20 Tage Ge-
fängnis und Eingebung der Besche sowie Verfallung des Urteils
in sämtlichen Magdeburger Zeitungen, gegen die Angeklagte Wittmann 500

M. Geldstrafe oder 50 Tage Gefängnis, gegen Hauptangeklagten Gebri-
der Besche unter äußerst scharfer Beurteilung ihres Handelns je drei
Monate Gefängnis und je 3000 M. Geldstrafe oder noch 300 Tage Ge-
fängnis.

Magdeburg, 14. Februar. Nach 2 1/2stündiger Beratung
verkündete der Vorsitzende folgendes Urteil: Die Angeklagten
Friedrich und Walter Besche werden zu je einem Monat Ge-
fängnis und 5000 M. Geldstrafe, eventuell 500 weiteren Tagen
Gefängnis verurteilt; Fräulein Wittmann zu 200 M. Geldstrafe,
eventuell 20 Tagen Gefängnis, der Angeklagten Rabede zu 300
M. Geldstrafe, eventuell 30 Tagen Gefängnis. Die von Rabede
angenommenen Bestechungsgelder werden für verfallen erklärt,
außerdem werden den Beurteilten die Kosten des Verfahrens
auferlegt und die Publikation des Urteils rechtskräftig ausge-
sprochen.

Sofales.

Merseburg, 16. Februar.
* Mehrbeitrag und Einkommensteuer-Erklärung. Dieje-
nigen Steuerpflichtigen, welche ihre Steuererklärung abgege-
ben haben und die sich beschwert fühlen, daß dieselben doch
noch nicht zureichend seien, haben Gelegenheit, berichtigende An-
gaben zu machen. Es müßte dies allerdings in aller Kürze
geschehen, bevor das Verfahren der Beratung beendet ist.
Wird dahin gilt der sogenannte Generalpardon, späterhin nicht
mehr.

* Die Gewöhnung von Ortszulagen an Lehrer verlag.
Wie die „Preuß. Lehrerzeitung“ aus zuverlässiger Quelle mit-
teilen weiß, kamen vor kurzem in Halle die Vertreter der
größer Städte der Provinz Sachsen zusammen, um zu der
Frage der Gewöhnung von Ortszulagen an die Lehrer Stellung
zu nehmen. Es kamen überein, für 1914 und 1915 von der
Bewilligung von Ortszulagen abzusehen, da der Mittelstand
durch die neue soziale Versicherung zu sehr belastet worden sei,
auch die Lehrergehälter zu denen der mittleren Beamten in
angemessenem Verhältnis ständen. Eine Erhöhung der Lehrer-
gehälter habe unbedingt eine Erhöhung der Gehälter der städti-
schen Beamten zur Folge. Die Vereinbarung solle durchgeführt
werden ohne Rücksicht auf die Orte Nordhausen und Merseburg,
die in dieser Frage „Seitenprünge“ gemacht haben. — Betreffs
Merseburg ist zu berichten, daß dort inzwischen wegen Mangel
an bereitstehenden Mitteln die anfänglich beschlossene Ge-
wöhnung von Ortszulagen von den städtischen Behörden abge-
lehnt worden ist. Die königliche Regierung habe bemängelt,
daß die Lehrerinnen von dieser Gehaltsaufbesserung ausge-
schlossen werden sollen.

Telephonisches. Zum Sprechverkehr ist zugelassen: Mer-
seburg mit Alnarbe, Friedeberg (Neumarkt) und Landsberg
(Warthe).

Landtrantentassen. Wie wir von zuverlässiger Seite
hören, ist bezüglich der Krankenversicherung ein weiterer Erlaß
des Handelsministeriums in Vorbereitung, der die Förderung
der Bildung von Landtrantentassen zum Ziele hat.

Festgenommene Schwindler. Vorgesertern nachmittag er-
schien in einem hiesigen Konfektionsgeschäft ein Mann und legte
einen Brief mit dem Namen eines Gustav Bessers aus der Bach-
barshardt vor, dem Überbringer des Briefes waren im Werte
von nicht mehr als 200 M. zu verabreichen. Dem Geschäftsan-
gestellten fiel es auf, in welcher Art der Brief abgefaßt worden
war, besonders der Ortsname „Bienenort“ (statt Bünndorf).
Während die Waren eingepackt wurden, telephonierte ein an-
derer an die Polizei. Als bald erschien auch ein Polizeileuteant,
und es gelang, nicht nur den Betrüger, sondern auch seinen
Kumpen, der draußen vor der Tür wartete, festzunehmen. Der
eine soll schon 7, der andere 5 Jahre Zuchthaus absolviert ha-
ben. Der eine stammt aus Zeitz, der andere aus Ober-Eichfeld.

Zusammenstoß zweier Güterzüge. Heute vormittag gegen
8 Uhr stießen am hiesigen Güterbahnhof zwei Güterzüge, der
eine aus Weisenfels, der andere aus Halle kommen, infolge
falscher Weichenstellung zusammen. Der Anprall war sehr heftig.
Ein Bremser des einen Zuges sprang noch rechtzeitig zum
Hilf und erlitt eine Verletzung am Auge. Sonst ist niemand verun-
glückt. Der Sachschaden ist dagegen erheblich; es sind 3 Wagn-
wagen stark beschädigt worden, in dem einen befand sich eine
Ladung Spiritus. Ein mit Holz beladener Wagen fuhr auf
einen andern auf. Die Aufräumungsarbeiten wurden sofort in
Angriff genommen.

Bahnbau Merseburg-Jöthen. Die Aussichten, den Bahn-
bau noch zu erleben, werden für Herren in vorderen Jahren
mit jedem Tage geringer. Vielleicht erlebt ihn die nächste Ge-
neration noch; wir wollen es hoffen und wünschen.

Vom Merseburger Mücken-Krieg.

Vorsicht ist zu allen Dingen gut, auch im Krieg gegen die
Mücken, der jetzt auf Polizeiverordnung in Merseburg an allen
Gassen und Enden mit Feuer und Rauch entbrannt ist gegen
diese kleinen Vultauger. Aber wehe, wenn die liebe Vorsicht
dabei außer Acht gelassen wird! Es hat nicht nur das von der
Polizeiverordnung in erster Linie gebotene Abhängen mit
einer Eß- oder Spiritusflamme“ seine Gefahren, worauf die
Polizeiverordnung selbst aufmerksam macht, sondern auch das
Ausräuchern der Mücken hat seine Mücken, wie ein Mersebur-
ger zu erfahren hatte. Gehorham der Polizeiverordnung fol-
gend, um die Mücken auch in ihren unzugänglichen Schlupfwin-
keln zu treffen, entschied er sich für das hierzu empfohlene Mit-
tel (Vorsicht na auf nächster Seite!)

Silbe für Asthmatiker.

Kein Mittel hat solch rasche Wirkung und ist von solch ver-
nuantem Erfolg begleitet wie **Astmal-Asthma-Pulver**, wie
dies auch in nachstehendem Schreiben bestätigt ist. „Ich litt
10 Jahre an Asthma, konnte oft Nächte nicht schlafen und am
Tage nicht arbeiten. Seitdem ich **Astmal-Asthma-Pulver** ge-
brauche, bin ich sozusagen ganz davon befreit. Möge Gott,
daß noch Waischen durch dieses Mittel Seilung gebracht wird.“
G. H. A. D. e. r., Gesehen 6. Gesehen a. S.“
Astmal (Stramon. 40, Grindel. 20, Bell. Laris 10), in großen Flas-
chen, kostet M. 2.50, in Apotheken. **Haupt-Depot, Engel-
Apothek, Frankfurt a. M.**

